

Karl Heinrich Ehrenforth

Reisetagebuch Breslau

Ars inter Culturas nr 6, 297-304

2017

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Reisetagebuch Breslau/Waldenburg Juli 2015

Freitag, 24. Juli

Noch einmal in die Heimat des Ursprungs? Vielleicht zum letzten Mal? Die Sehnsucht war wieder da. Vor neun Jahren das letzte Mal dort gewesen. Bei der Vorbereitung auf einen Vortrag meldete sie sich. Auf dem „Heimattreffen“ der pommerschen Lauenburger (wo wir von 1937-1946 lebten und bis heute miteinander Kontakt haben) im Mai 2015 in Gummersbach bei Köln habe ich über das Thema „Heimat“ nachgedacht. Ich fragte dort u.a., was ist, wenn man nicht nur eine Heimat hat, sondern viele. Hat man dann überhaupt eine? Für mich wurde klar: Heimat ist, wo dein Ursprung ist – also für mich Schlesien.

Heinke ist vom Plan zunächst begeistert, aber dann muss sie doch absagen wegen ihres lädierten Fußes. Schade. Aber vielleicht ist das auch eine Chance für mich, einmal ganz allein und im stillen Gespräch mit meinem „Selbst“ von einst und jetzt das Kinderland zu begehen?

Man kann das wohl nur, wenn einem die Wege in der alten Heimat noch oder wieder hinreichend in Erinnerung geblieben sind, man auch täglich mit dem Partner zu Hause telefonieren kann und der vor allem weiß, wovon die Rede ist, wenn es um Breslau und Waldenburg geht, weil er die Städte bereits von früheren Reisen in den Osten auch kennt.

Jetzt kann ich sagen: es ist gelungen, auch wenn ich meinen Mut am Anfang mehr in Anspruch nehmen musste als erwartet. Aber dann war es gut, das Wetter spielte einsichtsvoll mit, die Zugverbindungen in Polen sind sehr viel angenehmer geworden und ich blieb behütet.

Freitagmorgen. EC von Hamburg-Bergedorf nach Berlin (Ziel des Zuges: Budapest!) Von dort nach 60 Minuten Pause weiter mit doppelstöckigem IC-Bus Berlin-Breslau-Krakau. Sehr bequem. Aber wegen Unfall 30 km vor Breslau hatten wir 95 Minuten Verspätung bei Ankunft. So wird das Reisen lang. Mein Nachbar im Bus hat mit Frau und Kind mehr vor. Es soll zu den Schwiegereltern in der Ukraine gehen – zwischen Lemberg und Odessa! Eine lange Reise durch die Nacht steht ihnen bevor!

Vor mir nun der eindrucksvoll restaurierte Bahnhofkomplex von Breslau. Englisch getönte Romantik. Anders als die damals übliche Neugotik des 19. Jahrhunderts. Zu meinem Hotel sind es nur 150 m. Ein schlichtes, sauberes Zimmer mit Klimaanlage(!) erwartet mich.

Dann erster Schnuppergang zum Ring, zu Universität und zur Oder. Seit 9 Jahren wieder hier. Die Stadt ist noch schöner geworden.

Samstag, 25. Juli

Es wird heiß werden. Nach dem guten Frühstück erst einmal zum Bahnhof und Fahrkarte nach Waldenburg für Montag gekauft. Dann großer Rundgang auf den herrlich gepflegten Wallanlagen, zunächst in östlicher und nördlicher Richtung. Große Ruhe mitten in der Stadt. Die Sonne glitzert durch das Laub. Am anderen Ufer ein schönes Jugendstilhaus. Breslau – wie es einmal war und zum Teil wieder ist. Ich hätte hier wohnen können. Und wie rücksichtsvoll: ich kenne keine Stadt, die soviel Bänke zum Ausruhen bereitstellt wie Breslau. Es zeugt Hochachtung der Stadtväter vordem Wert des Verweilens.

Auf dem Weg in Richtung St. Bernhardin schöne Festungsmauern aus Ziegel, erbaut von Napoleon (1807/13). Das Alte steht mitten im Neuen und Ganz-Neuen. Die polnischen Stadtplaner sind immer mutig gewesen. Alles ist sehr liebevoll und stilvoll restauriert, wenn auch in harten Kontrasten komponiert, die manche irritieren könnten.

Vorbei an St. Bernhardin, heute Museum für Architektur. Dann für mich überraschend die Aussichtshöhe am Südufer der Oder mit Blick auf die Dominsel und ihre vier Kirchen. Ein stattliches Panorama! Pause auf der Bank. Viele junge Familien kommen vorbei und genießen das schöne Wochenende. Auch wenn sie in Plattenhäusern draußen wohnen, das Herz der Stadt ist ein Quell für sie. Die humane Urbanität der böhmisch-österreichischen Tradition Schlesiens ist wohltuend. Hier wird noch das WIR der Großstadt erkennbar gelebt.

Mir fällt ein und auf: Die Deutschen waren zwischen Friedrich dem Großen und Hitler 200 Jahre in Schlesien (1742-1945). Die Polen haben das Land nun schon 70 Jahre geprägt. Die fünfte Generation wächst hier heran! Ich verstehe ihre Sprache leider nicht. Aber dennoch ist es meine Heimat geblieben. Sie gehört mir auch noch weiterhin.

Weiter über die Oder zur früheren Kaiserbrücke. Dahinter der Platz, wo die 1945 von Nazis abgerissene Lutherkirche von Heinrich Börner stand und wir mit seinen Töchtern Gabi und Sylvi einst vergeblich nach Restspuren der Kirche suchten. Jetzt sind sie endgültig verwischt. Der alte Platz ist eine kleine Anlage mit Parkplatz für die Besucher der benachbarten katholischen Salesianerkirche geworden. Die Wunden sind unterirdisch geblieben.

Dann weiter zu unserer Urgroßmutter Börner in der einstigen Tiergartenstraße. Da ist alles beim Alten geblieben bis auf die großzügige und sehr moderne Neugestaltung des Grundwaldski-Platzes (ehemals Scheitninger Stern), auf dem ein riesiges mehrstöckiges Mall-Gebäude mit Geschäften (u.a. Deichmann/Rossmann etc.) wie auch Restaurants den Platz beherrscht. So etwas könnte auch in Hannover oder Duisburg stehen. Die Wohnung der Urgroßmutter war Nr.19. Heute ist da – wie wir schon früher erkannt hatten - eine Lücke zwischen Nr. 11 und Nr. 29. Ein verrückter Gauleiter wollte eine Landebahn für Versorgungsflugzeuge haben, um Breslau zur Festung machen zu können und damit den Endsieg zu sichern...

Weiter auf kleinen Umwegen zur Dominsel. Neben der Kathedrale steht jetzt eine moderne kirchliche Buchhandlung. Der dunkle Raum der Erzbischofskirche ist

nie meine Welt gewesen. Aber sie ist durchaus charaktvoll. Pause. Besinnung. Dann endlich einmal mit Kirchturmlift auf die Aussichtsplattform. Die geliebte Stadt liegt zu Füßen. Sturm kommt auf, gemischt mit warmen Regentropfen. Erfrischend nach den 32° zuvor.

Über die Peter und Paul-Kirche zur „Sandkirche“, – für mich immer noch die schönste der Stadt. In einer Seitenkapelle eine Krippe mit automatisch bewegten Menschen und Dingen. Erinnerung an die Kindheit: auf dem Weg von der Endstation der Straßenbahn in Altwasser zur Alten Burg zog uns Kinder auch so ein faszinierendes Gebilde an. War es ein Bauernhof?

Dann zurück zum Ring. Kleine Mahlzeit. Die beiden Kellnerinnen können weder englisch noch deutsch. Schwierige Verständigung. Zurück zum Hotel. Mittagsschlaf.

Am Abend, da es kühl war, noch einmal auf Erkundungstour. Wo steht das Krankenhaus Bethanien wirklich – mein Geburtshaus? Vor Jahren glaubte ich, es gefunden zu haben, aber meine Zweifel blieben. Da war nur ein etwas schäbiger Neubau von ca.1950, aber nicht von 1929 und früher. Das grau-verrußte Gebäude in der Nachbarschaft war wohl ein normales Wohngebäude – so meinte ich damals und nahm es nicht zur Kenntnis. Jetzt aber war ich besser gerüstet: im Internet hatte ich ein paar Tage vor meiner Reise einen privaten Eintrag unter „Krankenhaus Bethanien Breslau“ gefunden. Neben Kinderbildern war da eine Ansichtskarte eines größeren Gebäudes mit dem mit Bleistift notierten Hinweis: „Krankenhaus Bethanien“. Endlich hatte ich etwas an der Hand!

Als ich nun wieder davor stand, kamen die alten Zweifel zurück. Die Ansichtskarte wurde nicht bestätigt. Auf dem Vorplatz des Krankenhauses viele Menschen. Eine Schranke versperrt mir den Zugang. Da werde ich entdeckt von einem in rotgelber Arbeitskutte erkennbaren Aufseher. Er kommt direkt auf mich zu und sieht mir an, dass ich kein Patient, sondern ein Besucher bin, der etwas am Gebäude sucht. Aber er spricht weder deutsch noch englisch. Dennoch lässt er mich freundlich herein und fragt seine Mitarbeiter im Krankenhaus, wer deutsch oder englisch sprechen könnte. Doch vergebens. Etwas müdes Schulternzucken bei allen, die er fragt. Und dann führt er mich nicht in den sog. Neubau von 1950, sondern zum Kellereingang des unansehnlichen Nachbargebäudes, von dem ich immer gemeint hatte, es sei nur ein Wohnhaus. Jetzt staunte ich aber. In diesem Keller war eine Notfallambulanz zu erkennen. Also doch Krankenhaus? Da erobert mein rührender Begleiter endlich einen jungen Mitarbeiter des Hospitals am Schreibtisch. Der konnte englisch. Er erhob sich, gab mir die Hand und fragte, was ich wünschte. Ich erzählte ihm, dass dieses Krankenhaus etwas mit mir zu tun habe. Ich sei vermutlich hier geboren. Ist es Bethanien? Aber er schüttelte den Kopf. Keine Ahnung, was in dem recht geschichtsbewussten Land ungewöhnlich ist. Jedes öffentliche Gebäude gibt dort auf Schildern Auskunft über seine (auch deutsche) Vorgeschichte. Nur hier nicht. Warum? Darauf ich: „Maybe, you are too young!“ Und er nickte. „Surely, I’m too young!“ So war ich wieder ohne Antwort, bedankte und verabschiedete mich auch von meinem so entgegenkommenden Begleiter. Was tun? Das konnte nicht alles gewesen sein.

Ich ging die alte Klosterstraße noch ein Stück weiter stadtauswärts. Vielleicht gab es da noch ein anderes Krankenhaus. Nach etwa 30 Metern eine Erleuchtung. Da stand es vor mir: diese typischen, die Stockwerke übergreifenden Ausrundungen der Fassade in der Mitte und an den Flügelseiten - ja, das ist Bethanien!

Und jetzt erst begreife ich: Du warst soeben ahnungslos durch den Keller deines Geburtshauses gegangen! Das graue Haus aus in der Nachbarschaft gehört also zum Gesamtkomplex des Krankenhauses und ist alles andere als ein harmloses Wohnhaus mit einem Zaun dazwischen, wie ich immer glaubte.

Ich war glücklich, fühlte mich befreit. Endlich weißt du, wo du deinen ersten Schrei getan hast. Ich will die frohe Botschaft noch meinem polnischen Begleiter mitteilen, aber er ist nicht mehr zu sehen. Schade.

Im Hotel trinke ich noch ein Bier. Es schmeckte besonders gut.

Sonntag, 26. Juli

Sonntag. Heute kommen die Kirchen „dran“. Zunächst die Christophorikirche als historischer Ort des schlesischen Kirchenkampfes und unseres Vaters frühen Ringens gegen die „neue Religion“ des sog. „Deutschen Christentums“.

Es ist 9.30 Uhr. Ich setze mich in die hübsche Dorfkirche mitten in der Großstadt. Sie ist mir noch sehr vertraut von vorigen Besuchen und Gottesdiensten. Eine neue kleine Orgel steht jetzt rechts vor der Apsis. Um 10 Uhr soll hier evangelisch-deutscher Gottesdienst stattfinden. Der Pfarrer hält laut Gottesdienstplan immer auch in Waldenburg, Bad Warmbrunn und Liegnitz Gottesdienste – offensichtlich lauter deutsche Restgemeinden. Der Arme hat damit viele Autokilometer zu bewältigen. Wie lange noch?

Beim Herausgehen schaue ich noch einmal in den Aushang. Da steht in der kurzen Geschichte der Christophorikirche ein Hinweis, der mich stutzig macht. Am Samstag dem 9. März 1935 ist dieses Gotteshaus nach Restaurierung feierlich wieder eingeweiht worden. Da war doch die erste große Krise des schlesischen Kirchenkampfes, erinnerte ich! Eine Woche danach – es war am 16. März, dem Samstag vor Reminiscere – wurde unser Vater mit etwa 200 seiner Amtsbrüder in Schlesien verhaftet, weil sie sich geweigert hatten, das Verbot einer Abkündigung gegen den Nationalsozialismus zu befolgen. Meine Schwester und ich erinnern diese Zeit noch sehr genau, weil es naturgemäß nicht in unseren Sinn wollte, dass unser Vater ins Gefängnis gehen musste...

Aber ich hatte mir vorgenommen, heute das Hochamt in St. Elisabeth am Ring mitzufeiern und verließ Christophori, gewiss nicht ohne ein wenig schlechtes Gewissen. Die im Krieg und danach arg mitgenommene Hauptkirche am Ring ist endlich vollständig restauriert. Ein herrlich klarer gotischer Raum mit hellen sonnigen Apsisfenstern empfängt mich. Leider gibt es keine Orgel mehr, dafür ein elektronisches Instrument. Leider gibt es auch keine Gesangbücher, dafür elektronische Tafeln mit den zu singenden Texten, aber ohne Melodien. Der Gesang der Gemeinde könnte fülliger sein. Aber die Kirche ist gut besetzt. Viele junge Menschen sind darunter. Es ist berührend, wenn man neben und vor sich eine Gruppe von 14-17 jährigen sitzen sieht (Pfadfinder?), die konzentriert mitfeiern und mir altem Menschen bei der Eucharistie ohne Scheu die Hand zum Friedensgruß reichen.

Die Liturgie ist gut nachvollziehbar. Sie ist die unsere. Kein Weihrauch. Die Predigt verzichtet (hier!) völlig auf Rhetorik, fast ist ein wenig zu trocken. Der Priester reicht mir danach das Brot des Lebens. Gelebte und geliebte Ökumene. Ich fühle mich zu Hause.

Beim anschließenden Rundgang durch die Kirche freue ich mich über die gut restaurierten Epitaphe aus dem 16. Jahrhundert in deutscher Sprache. Seit 2003 ist St. Elisabeth per Dekret von Johannes Paul II. eine Basilica minor, also keine Garnisonkirche wie einst (was mir neu war), sondern eine Pfarrkirche. Und draußen grüßt wieder das Bonhoeffer-Denkmal, der ein Breslauer Kind war. Die Tradition wird nicht mehr kaschiert. Im Gegenteil: man ist stolz darauf! Danach ein kurzer Schlenker nach St. Maria Magdalena.

Und dann erfülle ich mir schließlich den Wunsch, endlich auch einmal im Schweidnitzer Keller – dem berühmten Ratskeller in Breslau – zu speisen. Ich freue mich über das zünftige Innere der katakombischen Gewölbe und die jungen, hervorragend deutsch sprechenden Kellner/innen. Meine Wahl: Gefüllte Rinderroulade mit geschmorten Roten Beeten und schlesischen Klößen (dies vor allem in Erinnerung an das einstige sonntägliche Festessen bei den Großeltern in Winzig!). Alles mundet hier hervorragend, aber die Klöße sind keine schlesischen. Da habe ich vor Jahren in Prag „ethnisch“ sehr viel glaubhaftere zu mir genommen. Aber Omas Klöße bleiben unschlagbar.

Nach dem Mittagschlaf ist die Sonne wieder da. Ich vollende nun meinen Rundgang vom Vortag um die Wallanlagen, diesmal in nordwestlicher Richtung. Ich weiß nicht, ob ich noch

Familie Viebig besuchen sollte. Da, wo die große Pauluskirche stand und die Freunde der Eltern lebten. Alles und alle sind längst dahin. Aber der alte Park ist noch da – ein wichtiger Erinnerungsort der Kindheit. Vater und Pastor Viebig stritten im Kirchenkampf in guter Brüderlichkeit in der Christophori-Synode zusammen.

Bei Viebigs lag ich als fünfjähriger Rekonvaleszent nach einer Mandeloperation. Das Attraktive dieser Tage war: ich durfte ein paar Tage nur Eis essen! Hm! Und dann war ich später noch einmal dort, im Sommer 1937, kurz vor dem familiären Exodus nach Pommern. Vater hatte mich wohl einfach mitgenommen.

Der Zufall wollte es, dass an einem dieser Tage Hitler sich in Breslau angekündigt hatte. Er wollte vor dem Deutschen Sängertag in der Jahrhunderthalle eine Rede halten. Vier Stunden warteten die Menschen, von der SA-Kette im Zaum gehalten, an der Frankfurter Straße zwischen Flughafen und Stadtzentrum auf ihren Führer. Ich konnte mir das Stehen schenken, weil ich im Pfarrgarten schon früh das Geschrei hören konnte, wenn Hitler im Anmarsch war. Ich habe ihn dann auch realiter gesehen mit seinem überlangen Gruß-Arm - wie später in vielen Kopien seiner gewalttätigen „Befreiungen“ und Siegesfeiern. Ach ja!

60 Jahre später habe ich dann auch seine Breslauer Rede nachgelesen. Wäre er immer so sanft gewesen wie in dieser fast unpolitischen Rede -, uns wäre viel erspart geblieben. Ich sage: fast. Denn es waren damals viele Volksdeutsche aus benachbarten Ländern nach Breslau gekommen. Und das war Hitlers Anlass, dort überhaupt zu sprechen. Vom schlichten Volksdeutschtum zum hitlerischen Großdeutschland war für den Diktator nur ein kleiner Schritt. Und das Brückenmedium – das gemeinsame Liedsingen – wurde hier bereits verdeckt pervertiert. Doppelt böse.

Also noch einmal: heute noch zu „Viebigs“ gehen? Nein, der Weg ist mir zu weit. Ich wähle die westliche Seite der grünen Stadtlunge und lande an einer großen Straßenkreuzung. Seit 1945 war dieser Platz dem „1. Mai“ gewidmet. Die Stadtväter konvertierten den Namen nach 2000 und gaben ihm den des im Lande immer noch hochgeschätzten und vielfach gegenwärtigen polnischen Papstes Johannes Paul II.

Und wo zu Abend essen? Freunde, die wenige Wochen zuvor in Breslau gewesen waren und mir geschrieben hatten, empfahlen mir ein neues Restaurant am Nordufer der Oder. Auf der Terrasse dort genoss man in der Tat den Blick auf das herrliche Universitätsgebäude und den stattlichen Turm der Elisabethkirche über den Dächern der Altstadt. Breslau in südlicher Aura – im Schein der klaren Abendsonne. Und ich gedachte unserer Vorfäter und -mütter, die hier gelebt und gewirkt hatten. Nun bin ich viel älter als sie damals. Mir kommt Emmaus in den Sinn: Herr, bleibe bei uns am Abend des Tages, am Abend des Lebens, am Abend der Welt...

Montag, 27.Juli

Heute soll es nach Waldenburg gehen, jene Bergwerksstadt im Süden, wo wir von 1930 bis 1937 unsere frühe Kindheit verlebt haben. 8.58 Uhr. Hauptbahnhof Breslau. Gleis 4. Der Zug, der mich dorthin bringen soll, wird weiterfahren über Hirschberg in das schon kindheitsmythische Oberschreiberhau.

Ja, es sind 72 Jahre her (1943). Mit unserer Mutter waren wir aus Lauenburg gekommen und hatten im Christlichen Hospiz in Breslau am Bahnhof übernachtet, um am nächsten Morgen in den Urlaub ins Riesengebirge zu fahren. Vater wollte nachkommen. Es ging ins „Bergwiesenhaus“ oberhalb vom Bahnhof Oberschreiberhau. Vater schätzte das Haus wegen seiner vegetarischen Küche und war in den 30iger Jahren von Waldenburg mehrfach für ein paar Tage da oben alleine. Jetzt – im vierten Kriegsjahr – war die gelobte Küche schon recht bescheiden. Aber das Haus war gefüllt mit Gästen bis unters Dach. Der zauberhafte Blick zum „Reifträger“ drüben war unbezahlbar. Unter den Gästen war ein etwas älterer Junge aus Dresden, der sein selbstgebasteltes Fernrohr auf den Gebirgskamm jenseits des Tales richtete. Wir hatten viel Spaß, uns die gegenüberliegende Welt des Riesengebirgskamms ganz nahe heranzuholen.

Wir waren übrigens damals schon mit modernem elektrischem Triebwagenzug gereist. Ich erinnere genau: 8.00 Uhr Abfahrt Breslau, 11.30 Uhr Ankunft O. (Heute dauert es etwas länger). Ich rieche noch immer die herrliche Gebirgsluft, als wir damals aus dem Zug stiegen.

Nun fährt auch mein Zug ab und quält sich wie früher krächzend über die Weichen. Aber kurz vor Schmolz (heute Smolec) nimmt er überraschend Fahrt auf. Neubaustrecke, nahtlos, 120km/h, elegant wie wir es hier gewohnt sind. Bis etwa 20 km vor Waldenburg. Es tut sich auch da etwas in Polen. Übrigens: Gut Schmolz – das war Heinrich Börners Schülerpension nach dem Tode der Urgroßmutter im Jahre 1923. Er musste jeden Tag mit der Bahn zur Schule nach Breslau fahren. Nachlesbar in seinem schönen Lebensbericht.

In Waldenburg-Miasto nahm ich ein Taxi. Ich stieg ein, grüßte den Chauffeur auf polnisch mit „Dzien dobry“ = „Guten Tag“ und nannte mein Ziel: „Plac Grunwaldzki“ = Vierhäuser-platz. Dann gab ich mich aber schnell als Deutscher zu erkennen (was der erfahrene Fahrer natürlich längst ahnte), und fragte ihn, ob er deutsch spräche. Die Antwort riss mich von Sitz. Im fließendem Deutsch antwortet der im Alter schon fortgeschrittene Mann: „Ein Taxifahrer in Polen muss Deutsch, Englisch und Russisch können!“ Nun wusste ich Bescheid. Als ich ihm erzählte, dass ich hier meine frühe

Kindheit verlebt habe, fragte er mich, wo wir gewohnt hätten. „Ah, BarbarasträÙe 9 – jetzt ist das die ulica Andrzejka Schmidtka“. Ich: „Wer war diese Frau?“ Er: „Sie hat sich sehr um die Bergleute hier verdient gemacht!“ Ich: „Eine Polin oder eine Deutsche?“ Er: „Eine Deutsche!“ Sieh an! Dach te ich. Und erzählte von Vaters einstiger Aufgabe als Sozialpfarrer mit Schwerpunkt der Seel- und Sozialsorge an den Bergleuten der Stadt. Er hörte aufmerksam zu. Ein gemeinsames Thema verband uns. Als er in einer StraÙenkreuzung links abbog, informiert er mich: „Rechts geht es nach WeiÙstein und geradeaus nach Hermsdorf!“ Das Erste wusste ich noch, das Zweite nicht.

Am Grunwaldzki-Platz angekommen, bestätigt sich für mich neu, dass der einst so geliebte und aufregende Vierhäuserplatz mit seinen StraÙenbahnkreuzungen auch zu deutscher Zeit kein städtebauliches Glanzstück war. Dennoch: besser konnte ich nicht in Waldenburg empfangen werden. Auch hier bin ich in wenigen Minuten wieder ein Stück wie daheim. Die Apotheke an der Ecke existiert genauso wie der Milchladen gegenüber, jetzt ein Lebensmittelshop. Und auf der anderen Seite der StraÙe ist das für uns Kindern so wichtige Geschäft genauso wie einst in Betrieb: dort wurden wir Kinder an der Kasse immer mit einem Bonbon beschenkt. Unvergessen.

Und nun soll es wieder die BarbarasträÙe hinauf gehen. Unser Haus oben mit dem Büroanbau ist so schwarz verruÙt wie immer. Nichts ist seitdem geschehen. Der Putz fällt weiter ab. Aber das Dach ist neu gedeckt, die Fenster ersetzt und (aber nur!) die erste Etage ist restauriert. Warum nicht das ganze Haus, bleibt Geheimnis. Wer ist verantwortlicher Besitzer des Hauses? Gibt es überhaupt einen Nachfolgebesitzer nach 1945, wenn es vorher die (Evangelische) Kirche war? Keine Ahnung. Ich schaue in den Garten und versetze mich in die Zeit von damals. Unsere junge Familie und auch die Mitbewohner, vor allem die Vikarin Heidi Grätz und die Falkenbergs (er war Diakon) erstanden vor dem inneren Auge.

Auch Hansi Schäfer aus der Nachbarschaft, wo seine Eltern eine Geburtsklinik leiteten und auch dort wohnten. Die gemeinsamen Ausflüge mit einem Mercedes Baujahr 1935 waren höchst attraktiv. Ich durfte mit!

Dann gehe ich weiter zum großen Knappschaftslazarett am Ende der BarbarasträÙe. Ein wunderbar erneuerter von Parkanlagen umhüllter Gebäude-Komplex - ausweislich finanziert durch die EU. Dann durch den gepflegten Park mit fünf Tennisplätzen zur alten Schillerhöhe mit Baude hinauf. Strahlender Laubwald, herrlicher Blick auf die Altstadt mit den Kirchen und der Berg-Silhouette dahinter. Hier ist man fast schon im Riesengebirge. Meine Schwester und ich haben erst später gemerkt, wie uns das Waldenburger Bergland geprägt hat – als wir mit Heinke und den Kindern 1973 nach Detmold zogen und wir dann gemeinsam den Teutoburger Wald durchwanderten. Wahlverwandschaftliches in der Natur!

Aus der recht schmutzigen Bergwerkstadt ist nun so etwas wie ein Kurort mit reiner Luft geworden. Wie würde sich unsere Mutter darüber freuen! Seit 2000 wird hier keine Braunkohle mehr gefördert. Nach fast 600 Jahren ist das ein Einschnitt. Ein eindrucksvolles Denkmal unten an meinem Schulweg erinnert daran. Aber die Stadt muss eine neue Identität suchen. Viele sind arbeitslos. Ich fand zwar wunderbar hergerichtete Schulen vor, – darunter auch meine alte „Evangelische Volksschule“ von 1936 – aber nirgends fand ich ein halbwegs akzeptables Restaurant mittlerer Güte. Und wenn man genauer hinsieht, erkennt man große Leerflächen und längst abrisssreife Häuser. Sogar das erst nach 1945 erbaute mehrstöckige Hotel in Altwas-

ser, in dem wir bei unserem ersten Besuch vor etwa 30 Jahren gastierten, steht als hässliche Ruine in der Landschaft.

Aber die Stadtväter in Waldenburg hatten Mut: sie haben Inseln in der Altstadt geschaffen. Die beiden zentralen Plätze sind fast gänzlich vom Autoverkehr befreit, die lauten Straßenbahnen sind früher schon ausnahmslos eliminiert worden. Menschenfreundliche Orte mit Springbrunnen und Blumenanlagen sind daraus geworden. Die Häuser ringsum sind erneuert. Überall findet man geschmackvolle Hinweisschilder wie in einem Kurort aufgestellt. Man spürt eine starke Liebe für alles. Die große dreischiffige katholische Kirche überragt schön erneuert die Dächer der Stadt. Unsere evangelische Kirche von damals trägt immer noch offiziell diesen Namen, wohl auch deshalb, weil in Waldenburg eine große Gemeinde der Deutschen nach 1945 von den Polen gebeten worden war, zu bleiben bleiben, um beim Bergbau zu helfen. Heute finden in der Kirche noch unregelmäßig evangelisch-deutschsprachige Gottesdienste statt, aber wie lange noch. Es ist abzusehen, dass auch dieses Gotteshaus der römisch-katholischen Gemeinde überlassen wird oder zur Kulturkirche wie auch bei uns wird. Schon finden dort Kammerkonzerte statt.

Dann noch einmal zum Vierhäuserplatz. Ein Tee in einem verrauchten, lauten „Pub“. Dann zum Abschied die Barbarastraße hinauf. Abschiednehmen von der alten Heimstätte, vorbei am Polizeipräsidium, wo einst unser Vater inhaftiert war, wenn auch nur für drei Tage und dann zu Fuß zum Bahnhof Walbrzych-Miasto. Rückfahrt nach Breslau mit einem eleganten Triebzug einer Privatbahn.

Dienstag, 28. Juli

Um kurz vor 7 Uhr mit elegantem IC-Zug nach Posen. Dort Teepause im modernen Bahnhofsgebäude. Weiter mit überfülltem IC, von Danzig kommend(!), direkt nach Berlin. Neben mir eine jüngere Dänin. Sie liest ein deutsches Buch über den Nationalsozialismus. Wir kommen deutsch ins Gespräch. Sie hatte Zoppot besucht und wollte nun weiter nach Hannover. Ich wies sie auf die alte deutsche Grenze in Neu-Bentschen und die neue in Rzepin und Frankfurt/Oder hin. Mein Tipp war richtig: sie war Historikerin.

Im Anschlusszug nach Hamburg saß mir ein japanisches Ehepaar mit erwachsenem Sohn gegenüber. Der trug ein Shirt mit dem Aufdruck der Universität Toronto. Das ist Europa 2015. Spannend. Aber Globalität hin und her. Schlesien hat mein Herz. Nach dieser Reise erst recht.

Karl Heinrich Ehrenforth